

mission

Nr. 2 September 2007



**Interkulturelles Miteinander
in der Einen Welt**



**BERLINER
MISSIONSWERK**

Herausgeber: Berliner Missionswerk
Missionswerk der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-
schlesische Oberlausitz
und der Ev. Landeskirche Anhalts
Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin
Telefon (030) 243 44-123
Telefax (030) 243 44-124
E-Mail: bmw@berliner-missionswerk.de

Verantwortlich im Sinne des
Pressegesetzes: Ekkehard Zipser
Redaktion: Dr. Almut Nothnagle (verantw.),
Jürgen Hahn, Marina Schmidt,
Susanne Voellmann

Bildnachweis:
Titel: BMW-Archiv; BMW-Archiv: S. 3, 30, 32; Berliner Stadtmission: S. 4, 5;
Insa Kolschen: S. 6; Hirsch: S. 6; Dürr, ELM Hermannsburg: S. 9;
Heinke Schimanowski: S. 11, 16, 17, 18, 19; Kees: S. 14/15; Fröhlich: S. 14;
Voellmann: S. 21, 27, 32; Kraatz: S. 24, 25, 26; Mazylys: S. 29; Neuhaus: S. 30

mission erscheint dreimal jährlich. Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind,
geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bankverbindung:
Ev. Darlehnsgenossenschaft
(BLZ 210 602 37) Konto-Nr. 71 617

| INHALT | | Thema: Interkulturelles Miteinander in der Einen Welt |
|-------------------------------|--|--|
| EDITORIAL | | 3 |
| MEDITATION | Lebt als Kinder des Lichts (Eph 5, 8b-9) | 4 |
| GRUNDSÄTZLICHES | Interkulturelle Begegnungen in der Einen Welt | 6 |
| GEMEINDEDIENST | Der Kulturschock trifft uns alle | 9 |
| TANSANIA | Begegnungen im fremden Paradies | 14 |
| MIGRANTENARBEIT | Was Polizisten von einem Äthiopier lernen können | 21 |
| NAHOST | Die Ökumene trifft sich in Jerusalem | 24 |
| WAS DARAUS WURDE | Palästinensisch-deutsche Jugendbegegnung | 27 |
| IN EIGENER SACHE | Einladung Missionsfest und Tourneepan Marimba Band | 28 |
| WEIHNACHTSKARTEN | Jetzt schon an Weihnachten denken! | 29 |
| VON PERSONEN | Wechsel im Vorsitz des Missionsrates | 30 |
| | Nachruf Andreas Herrmann, Helmut Gölzer | 31 |
| HIER KÖNNEN SIE HELFEN | Auf gute ökumenische Zusammenarbeit! Rat Afrikanischer Christen in Berlin-Brandenburg | 32 |



Liebe Leserinnen und Leser,

andere Länder – andere Sitten, das ist eine alte Erfahrung bei Urlaubsreisen. Schon für Touristen gelten in anderen Ländern andere Verhaltens- und Höflichkeitsregeln als zu Hause. Wie viel mehr gilt das im dauerhaften Miteinander von Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturen. Große Firmen schicken ihre Auslandsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter zu Kursen, in denen sie eine Grundeinweisung in die Sitten und Gebräuche, Gepflogenheiten und Verhaltensregeln des Gastlandes erhalten. So gilt es in China, zunächst eine Vertrauensbasis zwischen den Geschäftspartnern aufzubauen, ehe man geschäftlich zur Sache kommt. Der betont respektvolle höfliche Umgang der Jüngeren mit den Älteren ist eine weitere Selbstverständlichkeit in Ostasien. Im Nahen Osten und in vielen anderen Ländern gilt der Grundsatz, dem Gegenüber auch in der härtesten Auseinandersetzung die Wahrung seines Gesichtes, seines Ansehens zu ermöglichen.

Das alles begegnet uns auch in der Zusammenarbeit mit unseren Partnerkirchen und Projekten. Oft sind es scheinbar unbedeutende Gesten des Respekts, die die Zusammenarbeit gelingen lassen. Umgekehrt kann schon eine kleine Unbedachtheit das Vertrauen belasten. Das erleben z. B. die Partnerschaftsgruppen, die ökumenischen Freiwilligen oder die Besuchsdelegationen. Kulturelle Verhaltensmuster bei unseren Partnern und bei uns selbst spielen eine große Rolle, wenn es darum geht, mit unseren Partnern Projektziele zu entwickeln, z. B. um zu mehr Geschlechtergerechtigkeit beizutragen, um Demokratiebewusstsein zu entwickeln und Gewalt zu überwinden.

Interkulturelle Begegnung gelingt dort, wo sie erlebbar wird: zum Beispiel beim Konzert der Marimba-Band aus Südafrika auf dem Missionsfest am 29. September in der St. Bartholomäus-Kirche, Berlin-Friedrichshain. Dazu laden wir Sie schon jetzt sehr herzlich ein.

Ihr

Ekkehard Zipser
Direktor des Berliner Missionswerkes

Lebt als Kinder des Lichts; die Frucht des Lichts ist lauter Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit. (Eph 5, 8b-9)

Von Ekkehard Zipser

Keiner möchte gern im Dunkeln sitzen, auf der Schattenseite des Lebens. Landläufig jedenfalls wird uns vermittelt, dass diejenigen, die im Abseits stehen, die man nicht wahrnimmt, die Verlierer sind. So heißt es in Bertolt Brechts Dreigroschenoper:

Und man siehet die im Lichte,
Die im Dunkeln sieht man nicht.



Doch gerade die Geschundenen, Getretenen, Bedrängten sind es, denen Jesus sich immer wieder zugewandt hat. Aus vielerlei Gründen wurden zu seiner Zeit Menschen ausgegrenzt, Menschen mit einem zweifelhaften Ruf sowieso, die Zöllner und Sünder, und ebenso die Kranken und die Armen. Jesu Hinwendung zu ihnen stieß bei den Außenstehenden auf Ablehnung. Für Christen aber wurde das zu einer Grundeinstellung. So waren Armenfürsorge oder Fürsorge für die Witwen und Waisen von Anfang an ein Erkennungszeichen der christlichen Gemeinden. Bis heute gilt dies in der ganzen Welt und auch in unseren Beziehungen zu den Partnerkirchen.

Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit, diese drei Begriffe stellt Paulus als Merkmal eines Lebens im Einklang mit Gott in den Mittelpunkt. Dass er auch die Güte als einen zentralen Grundsatz nennt, mag auf den ersten Blick überraschen. Aber auch an anderer Stelle nennt er Güte zusammen mit Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Treue und Sanftmut (Gal 5, 22). Das alles sind Eigenschaften, die eine positive Zugewandtheit zu unseren Mitmenschen bedeuten. Eine solche qualifizierte Zugewandtheit hilft zu einem friedvollen Miteinander.

Pfr. Ekkehard Zipser ist Direktor des Berliner Missionswerkes.

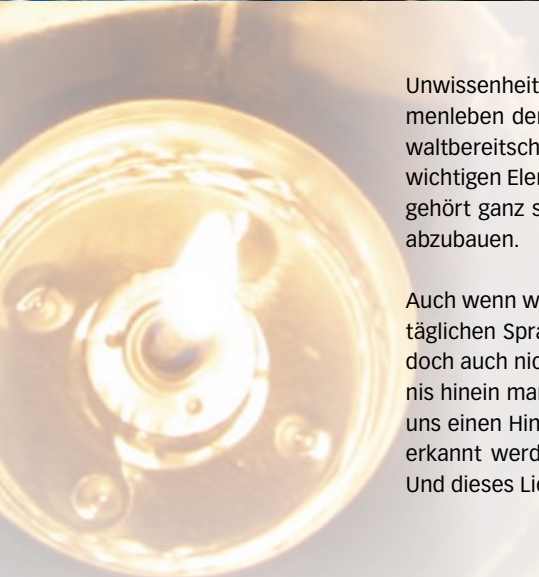
Auf der Frühjahrssynode unserer Landeskirche mit dem Schwerpunktthema „Dekade zur Überwindung von Gewalt“ ging es u. a. um die Frage, warum es in Schulen in den sogenannten sozialen Brennpunkten der Großstädte immer wieder zu Ausbrüchen von Gewalt kommt. Eine Ärztin, die in der Schülerfürsorge in Berlin-Neukölln tätig ist, betonte in ihrem Bericht, dass Aggressionen verhindert werden können, wenn Kinder Wertschätzung erfahren. Wenn sie geachtet und nicht als hoffnungslose Fälle abgestempelt werden, ohne jede Chance auf einen guten Schulabschluss und auf einen Ausbildungsplatz. Zur Wertschätzung gehört, neben ihrem sozialen auch ihren kulturellen Hintergrund wert zu schätzen. Das ist Güte konkret.



Kinder mit einem Migrationshintergrund müssen häufig einen immensen kulturellen Spagat vollziehen. Die Wertvorstellungen in den Elternhäusern entsprechen vielfach nicht den Erwartungen in der Schule und im übrigen außerhäuslichen Umfeld. Vor denselben Problemen stehen die Eltern. Häufig können sie ihren Kindern deshalb nicht helfen. Aber es wäre verkehrt zu meinen, dies sei allein ein Problem der Migranten. Natürlich sind die Erwartungen an sie, sich zu integrieren, berechtigt. Aber auch die Mehrheitsgesellschaft ist in der Pflicht, sich auf ihre Minderheiten einzustellen und auf sie so zuzugehen, dass Integration gelingen kann. Auch das ist eine Frage der Gerechtigkeit.

Unwissenheit und Vorurteile sind ein großer Störfaktor im Zusammenleben der Menschen. Sie sind eine Quelle, aus der sich Gewaltbereitschaft nährt. Paulus spricht von Wahrheit als einem wichtigen Element des Lebens im Einklang mit Gott. Zur Wahrheit gehört ganz sicher, Unwissenheit zu überwinden und Vorurteile abzubauen.

Auch wenn wir den Begriff „Kinder des Lichtes“ für uns selbst im täglichen Sprachgebrauch eher nicht verwenden, so werden wir doch auch nicht zu denen gehören wollen, die sich in die Finsternis hinein manövrieren, in ein Leben der Gottesferne. Paulus hat uns einen Hinweis dafür gegeben, woran die „Kinder des Lichts“ erkannt werden können: an Güte, Wahrheit und Gerechtigkeit. Und dieses Licht soll weithin sichtbar leuchten. ■





Interkulturelle Begegnungen in der Einen Welt

Von Matthias Hirsch



Diese Überschrift klingt so groß, so global, dass ich mir selbst erst einmal unendlich klein vorkomme. Ist die „interkulturelle Begegnung in der Einen Welt“ das gutmenschliche Gegenstück zur Globalisierung? Auf der Suche nach einer Antwort will ich zunächst nach einer kleineren Einheit suchen, in der ich mich wiederfinde, in der ich mir nicht verloren vorkomme, mit der ich Begegnungen verschiedener Kulturen wenigstens einmal in meinem eigenen Leben beschreiben und fassen kann. Und ich möchte am Ende sagen können: Das ist nicht etwas für Spezialisten, sondern die „interkulturelle Begegnung in der Einen Welt“ gehört grundsätzlich zum Leben als Christ dazu wie Bibel und Gottesdienst, Abendmahl und Hausbesuch.

Die erste kleine Einheit finde ich im Kontakt zwischen unseren Dörfern in der Prignitz und den Partnergemeinden am Niederrhein. 700 Kilometer entfernt und doch so nahe, wenn wir gemeinsam Gottesdienst feiern. In gemeinsamen Gesprächen werden die jeweils sehr verschiedenen Lebensbedingungen deutlich. Das Leben als evangelische Minderheit in einer katholischen Mehrheit dort, das Leben als eine evangelische Minderheit in einer atheistischen

Mehrheit hier. Bei Besuchen und Begegnungen teilen wir Sorgen und Freuden.

Die zweite kleine Einheit finde ich im Kontakt zu evangelischen Christen an der Wolga. Bei einem Besuch in der Steppe bei Saratow habe ich immerzu überlegt: Wie kann Partnerschaft mit diesen Christen bloß aussehen? Gemeinden mit der Adresse eines Pfarramtes gibt es dort nicht. Und dann feiern wir Gottesdienst in einem Kulturraum. Fünf uralte Frauen kommen. Alle haben die Deportation 1941 erlebt. Nach dem Gottesdienst sagt mir eine dieser sehr alten Frauen: „Vergesst uns nicht!“ Ganz schlichte Worte, sie haben sich mir tief eingeprägt. So einfach kann es sein, eine Brücke über Tausende Kilometer bis an die untere Wolga zu schlagen. Die Christen dort nicht vergessen! Und jetzt zurück an den Rhein. Unsere Partnergemeinden dort haben ihrerseits Partnerschaftskontakte mit Namibia. Brandenburg – Russland, Niederrhein – Namibia: Welch eine Partnerschaftsbrücke tut sich da auf!

Es ist dies nicht die Begegnung der ganzen Welt. Es sind Begegnungen zwischen Christen, die in ganz unterschiedlichen Gegenden der Welt leben. Sehr verschiedene Sorgen lasten auf ihnen und begleiten sie. Sehr verschiedene Stärken bringen sie als Bausteine für diese Partnerschaftsbrücke ein. Mit den russischen Frauen habe ich gesungen: „Jesu, geh voran!“ Das war ihr Überlebenslied bei der Deportation. Seitdem singe ich diesen Choral ganz anders. Mit Besuch aus Namibia habe ich erlebt, wie Kollekte tanzend zum Altar gebracht wurde. Und bei diesen Begegnungen wurde deutlich: Partnerschaft ist nie eine Einbahnstraße. Es ist immer ein Geben und Nehmen. Es ist immer eine gegenseitige Bereicherung. Wenn ich das Schicksal der Gemeinden in Russland wahrnehme, denke ich plötzlich: Wie gut hast du es! Wie nah ist dir immer ein Pfarrer. Wenn ich sterbe, werde ich nicht verscharrt, sondern christlich beerdigt. Dieser Vergleich löst es aus, neu über mein Leben als Christ hier, in meinem Dorf, mit meinen Gemeinden nachzudenken. Was ist meine Stärke, die ich in die Partnerschaft einbringen kann? Was ist die Stärke unserer Gemeinden?

In den Begegnungen mit Christen aus anderen Ländern, aus anderen Kirchen spüre ich auch immer wieder noch etwas ganz anderes. Ich spüre die Aufforderung: Wenn du anderen Christen authentisch begegnen willst, musst du wissen, wo du selber stehst, was dir am Glauben, an deiner Kirche wichtig und lieb ist. So verstehe ich das oft abschätzig gebrauchte Wortgebilde „Multikulti“ als Aufruf, das eigene Profil zu schärfen. Denn die Begegnungen, ob mit Christen aus Russland oder Namibia, leben davon, dass ich mich einbringe. Dass ich mich nicht hinter ökumenisch klingenden

Pfarrer Matthias Hirsch ist im Berliner Missionswerk seit dem 1. August 2007 Referent für Gemeindedienst und Ökumenische Werkstatt. Bisher war er als Pfarrer in der Prignitz tätig.

Sätzen verstecke, sondern dass ich zeige und lebe: Ich bin Christ. Ich bin evangelischer Christ. Und als evangelischer Christ freue ich mich, dass es neben mir Menschen gibt, die mit anderen Riten das Haus Gottes füllen und bereichern. Viele Traditionen werden mir fremd bleiben, ich kann mich ihnen vielleicht mit dem Verstand nähern, mehr nicht. Und trotzdem ist es gut, dass es sie gibt.

Schon in den Begegnungen mit evangelischen Christen anderer Länder finde ich viele Schätze. Meine „Schatzkiste der Lebensantworten“ kann dann weiter bereichert werden, wenn noch die Begegnungen mit anderen Kirchen, Konfessionen und Religionen dazukommen. Ich stelle mir diese Begegnungen wie das Musizieren in einem Orchester vor. Ich spiele Posaune, ein anderer spielt Bratsche, der nächste Xylophon. Und jeder versucht, sein Instrument so schön und vollkommen wie möglich zu spielen. Der Kontrabass hat seinen Platz und die Violinen ihren. Mal spielen alle gemeinsam. Mal musizieren nur Solisten oder wenige. Aber keiner wird versuchen, ein anderes Instrument zu ersetzen. Und damit gewinnt das ganze Orchester. Je mehr die Musiker sich an ihrem Platz und Instrument anstrengen, entfaltet sich der Klang, und für den Zuhörer steigt der Genuss. Doch bevor es so weit ist, wird jeder Musiker zu Hause allein oder auch in kleinen Gruppen üben. Und wenn das Konzert beendet ist, der Applaus verebbt, der Vorhang geschlossen, wird wieder jeder Musiker nach Hause gehen und mit der Probenarbeit für das nächste Stück beginnen.

Mit diesem Bild von einem Orchester kann ich von „interkulturellen Begegnungen“ träumen, ohne mich von einer Globalisierungs-ideologie überrollt zu fühlen. Ich spüre: Ich brauche diesen Zusammenklang, wenn ich als Christ nicht in mir selbst verdorren will. Ich brauche diese kleinen Einheiten wie die Begegnungen in Russland, um frische Nahrung für meinen Traum von dem großen Konzert zu bekommen. Von dem Konzert, in dem es keine Rolle spielt, ob die Dirigentin ein Kopftuch trägt oder der Pauker einen Turban; ob der Cellist in Kosakenkleidung spielt oder der Saxophonist Schläfenlöckchen zeigt; ob der zweite Geiger eine Mitra trägt oder der erste Trompeter einen Fez. Dieser Traum ist keine neue Erfindung unseres Jahrhunderts. Dieser Traum wurde schon von Anfang an in christlichen Gemeinden gelebt. Interkulturelle Begegnung war schon immer ein Teil christlichen Lebens. Der Pharisäer Paulus begegnete den griechischen Philosophen. Der Rabbi aus Nazareth steht vor dem Statthalter aus Rom. So ist die interkulturelle Begegnung nicht der gutmenschliche Versuch einer Antwort auf die wirtschaftliche Globalisierung, sondern ihr menschliches Vorbild von alters her. ■

Der Kulturschock trifft uns alle

Von Nina Dürr



Cross-Culture-Seminare ermöglichen den Teilnehmer/innen ihre eigenen und andere kulturelle Haltungen besser wahrzunehmen.

Cross-Culture-Kommunikation ist ein Fach, das am Hermannsburger Missionsseminar im Masterprogramm als Vorbereitung auf den Einsatz in ausländischen Partnerkirchen unterrichtet wird. Einfach gesagt, geht es dabei um den inneren Weg, den ein Mensch gehen muss, um sich von der ausschließlichen Sichtweise der eigenen Kultur zu lösen und sich für eine andere Kultur zu öffnen, in der sie oder er leben oder arbeiten will. Für diesen Unterricht habe ich am meisten bei den Menschen gelernt, denen ich auf Dienstreisen im Ausland begegnete und die viel über den umgekehrten Weg zu uns in den westlichen Kulturen wissen.

Meine Dienstreisen beginne ich, wenn irgend möglich, mit einem Besuch bei Frauen des Landes und nicht bei Missionaren oder in Gästehäusern. So ein Besuch führte mich 1989 nach Südafrika, in der Umbruchszeit gegen Ende der Apartheid. Miriam S., die in der Township Mamelodi lebte, zeigte mir auf der Fahrt vom Flughafen auf der Straße kreisrunde Brandzeichen. Dort waren Menschen, die als Kollaborateure des Apartheidregimes verdächtigt wurden, mit einem „necklace“, einem Autoreifen voll Benzin, angezündet und ermordet worden. Wir sprachen über die grausame Apart-

heid und die oft ebenso grausamen Reaktionen derer, die Südafrika befreien wollten.

Als wir abends bei ihr im engen „Matchbox House“ saßen, gingen viele junge Leute an den Fenstern vorbei. Sie nutzten die Außentoiletten aller Häuser und trommelten dabei auf die Blechrollläden des Hauses. „Die haben wohl eine Party“, sagte Miriam zu mir.

Nach einiger Zeit schlug ich vor, sie könne mich auch nach Pretoria ins Missions-Gästehaus bringen, wenn es für sie gefährlich wäre, eine Weiße in dieser aufgeheizten Zeit bei sich aufzunehmen. Sie antwortete: „Du hast Angst!“ Stattdessen schlug sie vor: „Willst du, dass eine schmale oder dicke Freundin von mir bei dir schläft?“

Eine „runde“ Freundin aus der Nachbarschaft kam. Wir beteten zur Nacht um Freiheit von Angst, und im oberen Teil des Stockbettes schlief schaukelnd die schwergewichtige Freundin und ich darunter wie in Abrahams Schoß.

Was hatte Miriam getan? Gastfreundschaft bedeutet auch, dass sie als Bewohnerin von Mamelodi mich nicht eingeladen hätte, wenn es zu gefährlich gewesen wäre. So war mein besorgter Vorschlag eigentlich verletzend, denn ich unterstellte, dass sie ihrer Gastgeberverantwortung nicht gerecht werden und sich und mich in Gefahr bringen könnte. Miriam aber wertete meine Worte nicht als Misstrauen gegen ihre Umsicht und damit gegen ihre Gastfreundschaft, sondern folgerte, dass ich Angst hatte, weil ich in dieser Kultur fremd war. Als Hilfe gegen meine Unsicherheit bot sie mir menschliche Gegenwart und Wärme durch die Nachbarin an. Das konnte Miriam nur, weil sie sich in meine kulturelle Denkweise und menschliche Lage hineinversetzen konnte.

Im Cross-Culture-Unterricht lernen die Studierenden die Veränderung des Menschen in der kulturellen Herausforderung, allgemein etwas ungenau als Kulturschock bezeichnet. Wer seinen kulturellen Kontext überschreitet, verlässt die Sicherheit seines sozialen Umfeldes, seine selbstverständliche Korrespondenz im Alltag mit Menschen ähnlicher Sozialisation, Prägung, Werten, den sicheren Rahmen einer bekannten Glaubenswelt und eines politischen Systems mit seiner begrenzten Durchschaubarkeit – und geht in eine andere Welt.

Diejenigen, die im anderen Umfeld zu Hause sind, haben alle diese sichere Orientierung und können sich deshalb auch unbefangen richtig verhalten – im Unterschied zu dem einreisenden Gast. Der „nackte Fremde“, der nicht von Menschen seiner Denk- und



**Lachen verbindet!
Die finnische Ärztin Leena
Pasanen besichtigte das
Matema-Krankenhaus,
Tansania, und traf dort den
Clinical Officer Elias Mwakasita.**

Erlebnisswelt umgeben ist, fühlt sich schnell ungeschützt und gefährdet. Das können die Menschen, die dort zu Hause sind, nur schwer begreifen. Wie verletzlich und irritierbar der Fremde ist, nehmen die im Gastland lebenden Menschen normalerweise nicht wahr und finden den Gast nur „merkwürdig“.

Am Anfang eines Aufenthaltes in einer fremden Kultur überwiegt das Neue, und man merkt die schmerzhaft Fremde nicht. Dann aber häufen sich Unverständnis und Missverstehen – oft schon allein durch das unzureichende Sprachvermögen. Der/die eingereiste Fremde gibt sich die Schuld für ihr nicht gelingendes Anpassen an die neuen Verhältnisse. Lange aber kann ein Mensch sich selber nicht als Ursache der Probleme sehen, und darum beginnt er/sie zwangsläufig, die Kultur oder die Menschen seiner

neuen Umgebung immer kritischer zu sehen. Das ist ein gefährlicher „Selbsterhaltungstrieb“. Eine für den Kulturdiallog riskante Zeit beginnt, wo der Reisende bzw. die Migrantin sich gegen das Fremde wehrt, um ihre/seine Identität nicht zu verlieren.

Hier entsteht bei westlichen Einreisenden in andere Kulturen oft Rassismus. Bei Einwanderern vom Süden oder Osten nach Europa und andere sogenannte westliche Kulturen kann dasselbe passieren. Oft rettet man sich auch in die Isolation, indem man sich eng mit Menschen oder Verhalten der eigenen Tradition verbindet und nach außen hin verschließt. Wer seine Lage und Verletzlichkeit in dieser Phase der Kulturherausforderung begreift, wird Geduld mit sich und der Situation der anderen haben und das Positive von beiden Lebenswirklichkeiten kennen lernen wollen. So werden Unsicherheit und Missverständnisse eingeordnet und die eigene Einsamkeit überwunden.

Meine Gastgeberin Miriam in Südafrika hat von ihrer Seite her verhindert, dass sich in meinem Kopf etwas über die Aggression der Schwarzen im Township festigte. Sie war ein Mensch, der „Cross Culture“, also das Überwinden kultureller Abgründe, beherrschte und die „nackte Angst“ ihrer Besucherin zu deuten verstand.

Es geht allerdings nicht nur darum, ausreisende ökumenische Mitarbeitende auf diese und andere Erfahrungen in der fremden Kultur vorzubereiten. Es gilt auch, sie darauf aufmerksam zu machen, wo Menschen sich ihnen hilfreich zur Seite stellen, damit sie diese Leistung als etwas Wichtiges erkennen können, zu dem sie selbst vielleicht in dem Maße gar nicht in der Lage sind.

Wie sind wir im eigenen Land eigentlich für Cross-Culture-Erfahrungen mit Gästen und Migranten ausgebildet? Was tut Not, um nicht ständig über die fehlende und zu langsame Anpassung der einreisenden Gäste und Migranten zu klagen? Besonders die Einreise in die westliche Welt wird durch den hier vorhandenen Individualismus noch erschwert. Dafür ist folgendes Wissen hilfreich: Etwa 80 Prozent der Menschheit lebt in Gesellschaftsformen, in denen die „Wir-Sozialität“ dem Individuum einen Platz zuweist – oft einen engen Raum in der Familie oder nationalen Gruppe. Das bedeutet Enge und Festlegung, aber auch Geborgenheit. Unsere Welt der „Ich-Gesellschaft“ gibt viel Freiheit zur Entfaltung, zwingt aber auch zur Profilierung und individuellen Abgrenzung.

Was bedeutet das für einen Menschen, der in der Wir-Sozialität aufgewachsen ist, der zu uns einwandert und die Familie weder

Nina Dürr ist Referentin für Frauen in der Ökumene des Evangelisch-lutherischen Missionswerks in Niedersachsen.

mitbringen kann noch nachholen, wenn er einen Lebens- und Arbeitsort gefunden hat? Welche Einsamkeit und Orientierungsunsicherheit bedeutet das?

Andererseits fällt es uns oft schwer, den engen Familienzusammenhalt der Menschen zu verstehen, die als Gruppen einreisen: die Krankenschwester zum Beispiel, die die Menge der Besuchenden einer türkischen Patientin im Krankenhaus und deren Lärm unmöglich findet, weil sie nicht weiß, wie wichtig diese Besuche für die Gesundheit sind und wie jeder sich verpflichtet fühlt, regelmäßig zu kommen.

Bei aller Problematik gilt es aber auch zu berücksichtigen, dass sich das Leben der bei uns einreisenden Menschen auch positiv verändert. Gerade junge Frauen aus Afrika und Asien beginnen, unsere Individualität und Freiheit zu schätzen und – je nach Enge des Lebenskonzepts ihrer Familie – uns darum zu beneiden. Da entstehen Wünsche und ein Wille, ebenso unabhängig leben zu können, zum Beispiel bei der Wahl des Partners oder der Freiheit, das verdiente Geld auch nur für sich zu verwenden. Sind wir "Agents of Change"? Lassen wir zu, dass die Menschen selber entscheiden, wann sie welche Elemente der eigenen Kultur aufgeben oder erhalten?

Was bedeutet es, wenn wir auf Grund unseres Berufes oder auch mit einem kirchlichen oder entwicklungspolitischen Auftrag in ein Land gehen, wo die Menschen aus der Gemeinsamkeit von Familie, Gruppe und Nation leben? Werden wir doppelt einsam, weil wir nur Fotos unserer Verwandten zeigen können – und vielleicht nicht einmal diese mithaben? Sprechen wir über Korruption und Nepotismus, wo nur Familien stärker zusammenhalten als wir zu denken gewohnt sind?

Man kann nie genug über die Menschen des Landes wissen, in dem man dann leben wird, denn oft finden sich hier unzählige Kulturen neben- und miteinander. Trotzdem geht es zunächst um die Achtsamkeit: Woher nehme ich meine Urteile und Meinungen? Sie schützen mich zwar in meinem Kontext und helfen mir da, mich leichter zurechtzufinden. In der Fremde aber hindern sie meinen Blick für das Andere, und ich muss erst einmal bewusst loslassen. Die eigene Identität zu behalten und offen für das ganz Andere zu werden, ermöglicht uns, wertvolle neue Einsichten und Handlungsmöglichkeiten zu gewinnen. Dazu will kulturübergreifendes Lernen verhelfen. ■

Begegnungen im fremden Paradies



Johanna Fröhlich
mit ihrem
Schützling.

Direkt am Badestrand des Nyassa-Sees befindet sich das Matema-Krankenhaus. Jeweils für ein Jahr entsendet das BMW junge Menschen in seine tansanische Partnerkirche, um in diesem Krankenhaus zu helfen und das Leben in der anderen Kultur kennen zu lernen. Inmitten dieser paradisischen Umgebung aber gibt es viel Bedrückendes: Armut, Mangelerscheinungen, schlimme Krankheiten wie Aids, Malaria, Geschwüre. Die vom BMW entsandte Ärztin und ihr tansanisches Team mühen sich Tag und Nacht. Viele Erfolge sind zu verzeichnen, aber oft kommen die Menschen zu spät ins Krankenhaus – so ist es für viele ein Ort des Todes.

Die Ökumenische Freiwillige Johanna Fröhlich hat hier ihre „interkulturellen Erfahrungen“ gemacht. Unser Tansania-referent, R. Kees, hat aus den Aufzeichnungen des ersten viertel Jahres einige ihrer Erfahrungen und Beobachtungen ausgewählt und zusammengestellt.



Ankommen

Für die 1.000 km nach Matema brauchen wir zwei Tage, in denen ich alles aufsauge, was es zu sehen gibt: staubige Straßen, Palmen, bunte Stoffe, Obststände, Fahrradfahrer mit Hunderten von Eiern auf den Gepäckträgern, kaputte Ampeln, dreckige Kinder in zerrissener Kleidung und nur schwarze Menschen. Wir fahren durch traumhaft schöne Landschaft mit vielen kleinen Dörfern, die sehr ärmlich wirken.

Doch dann: Kurz vor uns ist ein Daladala (Kleinbus, der so überfüllt ist mit Menschen, Gepäck, Essen und Tieren, dass man nicht mal mit den Zehen wackeln kann) mit einem LKW zusammengestoßen. Glasscherben, ein Toter, und natürlich Stau! Idiotischerweise überholen uns die Autos, so dass der Gegenverkehr und die Krankenwagen nicht durchkommen. Noch mehr Chaos, lautes Hupen und Stimmengewirr. Kinder nutzen die Gelegenheit, um zu betteln oder Obst zu verkaufen, und immer wieder werden wir von den Menschen angestarrt, da Weiße eine Seltenheit sind. ... Es ist anstrengend, andauernd beobachtet zu werden und im

Mittelpunkt zu stehen. Ich glaube, dass ich noch eine ganze Weile brauchen werde, um mich daran zu gewöhnen. Kinder winken und schreien „Wazungu, Wazungu!“ (Weißer), und manchmal sogar „How are you?“. Dann endlich, bei Abenddämmerung, erreichen wir Matema, meine Heimat für die nächsten 365 Tage.

Gottesdienst

Die Kirche ist brechend voll, und alle Wazungus sitzen in der zweiten Reihe und werden wie immer begafft. Die zahlreichen Chöre überwältigen mich: So viel Kraft, Freude und Bewegung habe ich noch nie erlebt. Vor allem der Kinderchor mit den beiden kleinen Trommlern und der zwölfjährigen Dirigentin ist fantastisch. Die Stimmen und der Rhythmus sind einfach unbeschreiblich, und so ist es nicht verwunderlich, dass nach jedem Lied viel applaudiert wird. Zwischen den Gesängen, den Bekanntmachungen und der Predigt gibt es drei Kollekten. Während des Singens tanzen die Menschen nach vorn und spenden Geld oder Essen. Das Essen wird hinterher versteigert, und so habe ich für umgerechnet nicht mal 10 Cent meinen ersten Riesengranatapfel bekommen. Als wir Weißen uns der Gemeinde auf Kisuheli vorstellen, gibt es viel Gelächter, da die ersten Sprachversuche ziemlich unterhaltsam klingen müssen. Mit unserem Begrüßungslied „Hevenu Shalom“ ernten wir viel Applaus.



Angehörige der Patienten waschen im Nyassa-See ihre Wäsche und legen sie zum Trocknen am Strand aus.

„Pole pole“

Wenn ich im Krankenhaus eine Aufgabe habe, bei Infusionen assistiere, Medikamente austeile und bestelle, Kinder wiege und mit auf Visite gehe, bin ich vollkommen zufrieden. Ich bin nur frustriert und gelangweilt, wenn alles so furchtbar langsam – „pole pole“ (langsam, langsam) – geht. Ich arbeite zur Zeit im Kinder- und Schwangerschaftsbereich und erlebe viele Malaria- und Meningitispatienten, dazu schwierige Geburten und immer wieder Aids. Über Aids wird hier geschwiegen, man spricht nicht mal das Wort aus, und viele sterben an den Folgekrankheiten. Mir wird immer ganz schwer ums Herz, wenn ich die kleinen kranken Kinder mit ihren Blähhäuchen und knochigen Armen und Beinen sehe, die täglich weiter an Gewicht abnehmen, bis sie nicht mehr da sind.

Das Impfen zieht sich den ganzen Tag hin, da erstens viele Frauen mit ihren Kindern kommen, zweitens alles sehr unorganisiert ist und drittens alles so unendlich langsam geht. Aber an das Warten hab ich mich schon gewöhnt, sonst überlebt man hier nicht.

Kindersterben

Kurz bevor meine Schicht im Krankenhaus zu Ende geht, soll ein blutarmes Baby Blut bekommen. Seit fünf Tagen leidet es schon an Malaria und ist zu Hause mit zu schwachen Medikamenten behandelt worden. Still stirbt es nun vor meinen Augen. Bruno Runge, unser Senior Expert Doktor, hört es ab, schaut mit seiner Taschenlampe in die leblosen Augen und kann nur noch „Pole sana“ – Tut mir sehr leid – dazu sagen. Die Oma sitzt immer noch auf dem Bett neben ihrem zugedeckten Enkel und weint still vor sich hin. Zum ersten Mal sehe ich eine Afrikanerin weinen.

Wir gehen zum Strand, um zu schauen, warum sich so viele Menschen zusammengefunden haben. Wieder einmal ist ein Kind im See ertrunken. Die Wellen waren einfach zu gewaltig. Mich wundert nur, dass die Menschen noch alle so fröhlich sein können. Das zweite tote Kind heute schon. Ich gehe bald wieder, da ich dies erst einmal verdauen muss.

Ein Einzelschicksal

Lusako, mein kleiner „Dauer“-Aidspatient mit der kranken Haut, den knöchigen Armen und Beinen und dem aufgeblähten Bauch, vegetiert so vor sich hin. Apathisch liegt er meistens draußen im Schatten, eingehüllt in seinen Kanga. Seine Eltern sind schon an Aids gestorben, und sein Onkel achtet nicht darauf, dass er regelmäßig etwas zu essen bekommt und seine antiretroviralen Medikamente nimmt. Deshalb wird er jetzt im Krankenhaus beobachtet.

Dieser Tage geht es Lusako wieder besser. Er ist so froh, dass er von mir ein bisschen Zuwendung bekommt, und trotz seiner Schmerzen kann er noch lachen. Er ist sechs Jahre alt und hat schon so viel durchgemacht. Oft gehe ich abends noch mal ins Hospital, um Lusako Gute Nacht zu sagen. Wenn er mir zuruft, mich anlacht und mich mit seinen fröhlichen Augen anschaut, möchte ich ihn am liebsten mitnehmen und ihn versorgen. Ich bin so traurig darüber, dass er ein eingeschränktes und kurzes Le-

Ein Pfleger kümmert sich um einen an Aids erkrankten Patienten.



ben führt. Wir schauen uns Fotos an und reden lange miteinander. Das lockt natürlich wieder viele Leute an, und ich liebe abends die trotz allem Leid ausgelassene Stimmung. Außerdem ist es schön, von den Patienten und den Angehörigen gekannt und gemocht zu werden.

Meine Welt – deine Welt

Nach der Arbeit im Hospital ist Wäschewaschen im See angesagt. Zum Glück hilft mir Farida, eine total liebe Krankenschwester. Wir haben eine Menge Spaß, unterhalten uns super und gehen zusammen schwimmen. Nur kann sie nicht so ganz nachvollziehen, wie eine Waschmaschine funktionieren soll ...

Nach dem wunderschönen Vormittag fange ich an, meine Wohnung zu entrümpeln und sauberzumachen. Meine „Früchtejungs“ helfen mir beim Entfernen der Tiere, beim Staubwischen und Petroleumlampenputzen. Zum Dank zeige ich ihnen meine Fotos und Postkarten und versuche, ihnen in meinem spärlichen Kisuaheli mein deutsches Leben ein wenig näher zu bringen. Es ist sehr unterhaltsam, ihre staunenden Gesichter zu beobachten, als sie Bilder von Berlin sehen. Richtig aufgewühlt von meiner fremden Welt, gehen sie nach Hause, da ich jetzt mit dem Kinderchor vor meiner Haustür singen, tanzen und auf selbstgebastelten Trommeln spielen will.

Es ist wunderschön mit den Kindern, ich bewundere ihr Rhythmusgefühl und Improvisationstalent. Werde natürlich ziemlich aus-, nein, angelacht, als ich versuche zu trommeln und zu tanzen. Gott, was bin ich steif! Bei Sonnenuntergang singt der Chor immer

noch vor meinem Haus, und nach dem Englischunterricht kribbelt es in den Füßen von den Kindern und mir, wir können uns nicht zurückhalten. Wir müssen einfach anfangen zu tanzen. Stundenlang hüpfen wir am Strand herum, und langsam bekomme ich ein Gefühl für Rhythmus und Schritte. Als ich nicht mehr kann, nehme ich mein Lieblingsbaby Elisabeth auf den Arm und schaue überglücklich den tanzenden Kindern zu. Diese ausgelassene Stimmung! Wie eine Afrikanerin nehme ich Elisabeth im Kanga auf den Rücken und laufe mit ihr am Strand entlang. Solche Momente sind die schönsten hier in Tansania.

Im Krankenhaus werden Aids-Patienten gründlich über ihre Krankheit aufgeklärt und mit Medikamenten versorgt.





Wiegen gehört zum Alltag auf der Kinderstation im Matema-Krankenhaus.

Angenommen

Die norwegische Kinderärztin und ich fahren mit dem Einbaum über den See ins Nachbardorf Ikombe. Nachdem der Fischer sein Ruder sicher im Busch versteckt hat, damit sein Einbaum nicht gestohlen wird, geht es noch eine halbe Stunde zu Fuß über Stock und Stein, ehe wir das verlassenene, noch ziemlich verbuschte Dorf erreichen. Ich werde gleich von einer Mama erkannt, deren Kind noch gestern auf meiner Station lag. Sie weiß sogar meinen Namen, und es ist ein schönes Gefühl, nicht mehr als Fremde angesehen zu werden. Sie töpft mit ihren geschickten und flinken Händen Krüge und ist stolz auf ihr Handwerk. Es ist so eine friedliche Stimmung, und als wir durch das Dorf gehen, werden wir überall freundlich aufgenommen. „Karibu!“ – Willkommen! – sagt man hier. Ich treffe noch eine weitere ehemalige Patientin und bin froh, dass eine Art von Unterhaltung schon möglich ist. Die Sprache bringt mir die Menschen näher, und vieles wird einfacher.

Tansanisch essen

Am Abend komme ich nicht an Ugali (Maisbrei) vorbei, da ich eingeladen bin. Es ist einfach eklig, mit den Händen zu essen, und gar nicht so einfach. Ich würgte mir das Zeug runter und bin froh, als ich endlich aufgegessen habe. Dankend lehne ich einen Nachschlag ab. Wie kann man nur so etwas essen – täglich! Zum Glück gibt es hier noch Reis, Tomaten, Zwiebeln und Kohl.

Bei der Einweihung der Kinderstation gibt es nach den vielen Reden ein leckeres und großes Essen – leider fehlt wieder das Besteck. Ich kann mich einfach nicht daran gewöhnen, mit den Händen zu essen, aber vielleicht verschwindet der Ekel ja mit der Zeit. Bei der Chilisoße und dem Krautsalat stelle ich mich so ungeschickt an, dass es den Tansaniern eine Freude ist, mich zu beobachten. Na, wenigstens klappt es mit dem Reis und den Kochbananen schon einigermaßen.

Hilflos

Abends gehe ich, wie so oft, zu Nuru und Rachel. Im Kerzenschein essen wir Kochbananen mit Bohnen, ich bügele die Schuluniform von Rachel, und alles ist einfach nur schön, bis wir plötzlich in der dunklen Nacht schmerzvolle Schreie, laute wütende Stimmen und Schläge mit einem Holzstock hören. Es ist so schlimm, dass ich es fast nicht aushalte. Die verzweifelten Schreie gehören zu meiner Freundin Beatrice. Sie gehen mir durch den ganzen Körper. Sie hört gar nicht mehr auf, es wird eher noch schlimmer. Mir wird ganz schlecht, und ich möchte ihr am liebsten zur Hilfe eilen. Muss der Bruder sie so zurichten, nur weil sie vor der Hausarbeit schwim-

men gegangen ist? Und die Mutter schaut zu, wie ihr eigenes Kind so leidet. Am liebsten würde ich in das Haus gehen und das hilflose Mädchen retten. Ich platze fast vor Wut auf die Erwachsenen. Als die Mama rauskommt, versuchen wir zaghaft zu erklären, dass sie endlich damit aufhören soll. Aber sie fängt nur wie eine Hexe an zu lachen, winkt ab und geht wieder rein. Und dabei habe ich sie so gemocht. In diesem Augenblick kotzt mich Afrika einfach nur an. Ich weiß ja, dass das Schlagen hier zum Alltag gehört, aber wenn ich es hautnah bei meiner Freundin erlebe, wird mir erst bewusst, wie schlimm es ist. Ich bin so aufgelöst und fühle mich hilflos, da ich nichts dagegen unternehmen kann.

Weihnachten

Fröhliche Weihnachten! In einer Woche ist schon Heiligabend, aber oft vergesse ich das, weil hier einfach nichts darauf hinweist. Keine Dekoration, keine Lichterketten (wie denn auch, ohne Strom), keine Süßigkeiten, keine Weihnachtslieder und kein Weihnachtsmann. Alles ist wie immer, und ich finde es wunderschön, mal nicht vom Weihnachtsrummel mitgerissen zu werden. Keine Kälte und kein Stress. Ich habe bei mir einen alten verrosteten Adventskranz gefunden, der wohl jetzt das ganze Jahr auf meinem Tisch stehen wird, da er mir als Lampe dient. Daneben steht mein kleiner grüner Plastikweihnachtsbaum, den mir meine Oma schickte, und zwei Weihnachtskalender. Im Kerzenschein sieht alles richtig gemütlich aus. Statt Geschenke einzukaufen schreibe ich Briefe und bastele Collagen. Für den 25. Dezember haben mich schon viele Menschen zu sich zum großen Festessen eingeladen, und ich kann mich einfach noch nicht entscheiden, zu wem ich gehen werde und wem ich absagen muss.

Im Abschlussbericht September 2006 schreibt Johanna:

Plötzlich ist mein Jahr zu Ende, und mir wird bewusst, dass ich bald alles hinter mir lassen muss, was mir so vertraut und lieb geworden ist: Abschied von der Arbeit, den Patienten, dem Personal, von der Landschaft, den Kindern, den Gesängen, den Abenden bei Freunden und Familien und und und. Ich bin stolz, dieses Jahr verlebt zu haben, vor allem habe ich mich selber kennen gelernt. Durch die vielen extremen Situationen, durch die Fremde, die Einsamkeit, habe ich mich ganz neu wahrgenommen. Ich war auf mich allein gestellt, ich musste mit mir klarkommen, es gab keine Ablenkung und ich habe gelernt, in mir Kraft und Mut zum Weitermachen zu finden. Zu Beginn war ich ganz auf mich selbst gestellt. Durch das viele Briefe Schreiben bin ich zur Ruhe gekommen und konnte meine Gefühle, Gedanken und Erfahrungen sammeln, sortieren und – zu Papier bringen. ■

Was Polizisten von einem Äthiopier lernen können

Von Taye Teferra



**Taye Teferra und
Polizeihauptkommissar
Andreas Hehn, Fachlehrer
für politische Bildung bei
der Berliner Polizei.**

„Ist Neger zu sagen eine Beleidigung?“ – „Ist die Du- oder Sie-Form wichtig?“ – „Ich habe nur einseitige Informationen über Afrika bekommen.“ – „Sind wirklich von diesem Haus aus die Missionare nach Afrika gegangen?“ – „Bei euch ...“ usw. usw. höre ich oft von den Teilnehmern am Seminar Polizeischule, und darüber diskutieren wir reichlich im BMW.

Seit neun Jahren führen wir im Berliner Missionswerk in Kooperation mit dem Senatsbeauftragten für Integration und Migration Bildungsseminare mit der Polizeischule durch.

Mehr über Afrika zu wissen, über die Fluchtursachen zu informieren, Erkenntnisse zu gewinnen und Integration zu ermöglichen sind die Anliegen dieser Veranstaltungen. Ziel ist es auch, zu einer auf vorurteilslose Bildung und Erziehung gerichteten Fortbildung der Polizeidienststanwärter zu ermutigen und dies auch durch die Polizei in Schulen und Kindertagesstätten zu vermitteln.

„Wenn ich über Afrika und seine Völker gut informiert bin, kann ich Missverständnisse und Klischees überwinden und konstruktiv mit Afrikanern umgehen“, sagt ein Seminarteilnehmer.

Was hat Polizisten am meisten im BMW begeistert und bewegt?

1. Sie wollen von den Mitarbeiter/innen des Missionswerkes, die vor Ort persönlich mit den Menschen arbeiten, mehr erfahren. Auch der Referent für das Horn von Afrika, Pfarrer Dr. Reinhard Kees, berichtet aus seiner Arbeit. Als Multiplikatoren nehmen sie diese Informationen mit in ihren Polizeialltag.

2. Mehr als aus den oft einseitigen Informationen in unseren Medien haben sie in der Ausstellung im Oromo Horn von Afrika Zentrum gelernt, und sie haben auch Schüler in das Oromo Zentrum geschickt. Dadurch, dass die Teilnehmer der Polizeischule vom Alter her, jung oder älter, und auch berufsmäßig sehr gemischt sind, sind die Diskussionen immer umfangreicher und interessanter geworden. Und Afrika wurde ihr Lieblingsgebiet. Dies wollen sie so fortsetzen.

3. Die Teilnehmer/innen sind immer beeindruckt, wenn ich über meine eigene Geschichte der Flucht aus meinem Heimatland Äthiopien im Jahre 1973 und meine Erfahrungen in Deutschland berichte. Nach langer Flucht habe ich mich damals auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld wiedergefunden, mit 10 \$ in der Tasche. Mit dem Nachtbus wurde ich zum Funkturm gebracht. Mein erstes Asyl war bei der Morgenländischen Frauenmission in Lichterfelde, dann bei der Polizei. Vorher hatte mir noch die Volkspolizei der DDR meine letzten 10 \$ für ein Foto abgenommen.

Neben dem Hauptthema wird auch über Themen diskutiert wie Beschneidung, Religion, Öl und Diamanten und Jacobs Kaffee und die Ursachen, weshalb Menschen aus ihrer Heimat fortgehen. Warum begeben sie sich auf die gefährliche Flucht von Afrika mit dem Fischerboot zu den Kanarischen Inseln, nach Italien oder Malta? Was erwarten sie sich von einem Leben in Europa?

Als Weltkatastrophe Nr. 4 neben dem Irak, Afghanistan und Palästina verstehen wir die Probleme in Äthiopien, Somalia und Sudan.

Nach dem Vorbild der Kooperation des Berliner Missionswerkes mit der Polizeischule Berlin versucht man auch in vielen alten und neuen Bundesländern eine gleichartige Annäherung von Polizei und Migranten verschiedener Herkunftsländer.

Unsere Arbeit mit Taxifahrern und der BVG zur Sensibilisierung, Zivilcourage und Ächtung von Gewalt und für mehr Toleranz hat die

Taye Teferra leitet ehrenamtlich das Oromo Horn von Afrika Zentrum in Berlin, in dem Flüchtlinge und Zuwanderer Beratung und Begleitung finden.

gemeinsame Verantwortung von Polizei und Kirche für unsere Zeit deutlich gemacht und die Zusammenarbeit gefördert.

Die Kirche setzt sich für die Integration ausländischer Mitbürger im Respekt vor ihrer Kultur und ihren religiösen Identitäten in einer multireligiösen und multikulturellen Gesellschaft ein. Bei der Polizeischule wie in der Bildung und Erziehung zu christlichen Werten hat das BMW dieses gut vermittelt. Die Fortsetzung dieser Arbeit ist gefährdet, da die finanziellen Mittel nicht mehr bereitstehen und jetzt durch Spenden erbracht werden müssen. ■

Zuwanderung nach Deutschland*

7,3 Millionen Ausländer leben in der Bundesrepublik Deutschland. Das entspricht einem Anteil an der Gesamtbevölkerung von 8,8 %.

In Berlin leben 467 000 Ausländer, was einem Bevölkerungsanteil von 13,7 % entspricht. 183 verschiedene Nationalitäten sind in der Stadt vertreten. Das ist einerseits eine Bereicherung, andererseits auch Quelle besonderer Konfliktfälle. Sehr deutlich wurde das kurz nach der Wende, als es in der Bevölkerung eine starke Stimmung gegen Ausländer gab.

Damals entstand an einem Runden Tisch mit der Ausländerbeauftragten Barbara John, dem Polizeipräsidenten Hagen Sabaschinski und Taye Teferra, der selbst als politischer Flüchtling nach Deutschland gekommen war, die Idee, die Polizei, die immer dann eingreifen muss, wenn andere Mittel versagt haben, besser auf den Umgang mit Migranten vorzubereiten.

Heute unterstützen viele Kooperationspartner die Seminare zur interkulturellen Kompetenz, z. B. der Türkische Bund Berlin/Brandenburg, das Kurdische Zentrum, die Vereinigung der Vietnamesen, das Oromo Horn von Afrika Zentrum, die Islamische Gemeinschaft deutschsprachiger Muslime. Bei diesen Partnern finden jeweils am zweiten Seminartag Begegnung und Gespräch mit Mitarbeitern der Polizei statt.

Ziel aller Seminare ist besonders der Abbau von Kommunikationsbarrieren zwischen Migranten und Polizeibeamten.

**Zahlen des Jahres 2005, Quelle: Heft „Zuwanderung nach Deutschland – Herausforderungen und Perspektiven“, März 2007, Verfasser: PHK Andreas Hehn, Herausgeber: Der Polizeipräsident in Berlin*



Die Ökumene trifft sich in Jerusalem

Von Gottfried Kraatz



Die Mitglieder des Ökumenischen Begleitprogramms werden durch die Vertreter aller Kirchen in Jerusalem in ihre Arbeit eingeführt.

Wir sitzen bei den Schwestern der orthodoxen Schule in El Azariya, dem biblischen Bethanien. Hier, wo Maria, Martha und Lazarus lebten, betreibt die russisch-orthodoxe Kirche eine Schule für Mädchen aus christlichen Familien. Schwester Martha, die sich mit Schwester Maria die Leitung von Schule und Mädchenpensionat teilt, lässt sich und der Mutter Oberin die Mitglieder des Teams vorstellen. Douglas, kurz Doug, Kanadier schottischer Abstammung, kommt aus der presbyterianischen Tradition. Tina ist Schwedin und natürlich lutherisch. Matlagomeng, kurz Tlago, ist Tswana aus Südafrika und kommt aus einer Freikirche in methodistischer Tradition. Gottfried aus Berlin hat Mühe, die Unierte Konfession darzustellen.

In dem Gespräch werden immer wieder Erfahrungen der sechs Leute, die hier auf der Terrasse im Schatten des Feigenbaumes sitzen, eingebracht. Man versteht einander besser, weil die Situation in Palästina mit den Lebenserfahrungen aus den jeweils unterschiedlichen Regionen der Welt und der Ökumene abgeglichen

ECU
ACCOMPANIER

und gegenseitig verständlich gemacht werden. Tina war vorher in Albanien und in der Ukraine und hat Aufbauarbeit in Perioden der Neufindung von Nationen kennen gelernt. Tlago bringt die Erfahrungen von Südafrikanern ein, die als Christen in der Apartheidzeit mit einem Unterdrückungsregime zu tun hatten, das sich seinerseits als christlich verstand. Gottfried braucht nichts aus Deutschland zu erzählen, weil Schwester Martha Deutsche ist. Er bringt darum die Situation der lutherischen Gossnerkirche in Indien ein, einer Minderheit von Ureinwohnern, die sich gegen den wachsenden Hindu-Fundamentalismus wehren muss. Doug erwähnt, wie die kanadischen Kirchen in Bedrängnis sind, weil die Forderungen der Indianer auf Land, das jetzt noch im Kirchenbesitz ist, sie verarmen ließe, wenn sie durchgesetzt würden. Schwester Martha erzählt von den Schwierigkeiten, die die orthodoxen und überhaupt alle christlichen Familien hier in Bethanien haben. Sie sind eine Minderheit und fühlen sich doppelt bedroht, aber sie werden jetzt im Zuge des Mauerbaues von Jerusalem abgetrennt. Und das bedeutet nicht nur eine Abtrennung vom benachbarten Konvent der russisch-orthodoxen Schwestern, sondern auch das Ausbleiben von Touristen und Pilgern, die über den Garten Gethsemane und den Ölberg nach Bethanien zum Grab des Lazarus gekommen waren. Vor allem aber bedeutet es die Trennung der Familien, die diesseits und jenseits der Mauer leben, mit der Israel seinen annektierten Teil von Jerusalem gegen das besetzte Palästinensergebiet absichert.

**Teilnehmer des
Begleitprogramms
besuchen den
Jerusalem Stadtteil
El Azariya.**

Die Runde auf der Terrasse der orthodoxen Schwestern beschreibt einen besonderen Aspekt unserer Arbeit: Wir treten als ein ökumenisches Team auf, nicht nur mit dem Mandat des Welt-

kirchenrates in Genf, sondern mit den unterschiedlichen Erfahrungen und mit der weit gefächerten Spiritualität unserer Heimatkirchen, die wir hier einbringen.

Wir haben Pfarrerinnen und Pfarrer unter uns, engagierte Laien, Leute, die eine aufgeklärte und säkularisierte moderne Gesellschaft vertreten und andere, die wieder auf der Suche nach mehr Spiritualität sind. Wir haben auch Leute aus hinduistischer Tradition unter uns und solche, die sich über aller Religiosität



Pfarrer Gottfried Kraatz ist Mitglied des Ökumenischen Beobacherteams (ÖFPI) im Auftrag des Weltrates der Kirchen in Jerusalem. Er war Direktor der Gossner Mission, Leiter der Flughafenseelsorge auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld und Mitglied des BMW-Missionsrates.

Mitglieder des ökumenischen Teams, darunter Gottfried Kraatz (links), demonstrieren gemeinsam mit den Frauen in Schwarz gegen die 40-jährige Besetzung des Westjordanlandes und des Gazastreifens.

sehen und für die das, was sie hier in der „Heiligen Stadt“ beobachten, ein Anachronismus ist. Alle verstehen, dass der politische Konflikt um das Land die Überlebensfrage von Israel und Palästina berührt, darüber hinaus auch die Frage, wie groß der Anteil der Religionen an der Entstehung wie an der Lösung des Konfliktes ist. Wenn wir als große Gruppe von 20 Freiwilligen aus 7 Ländern zusammen sind, stehen immer Menschen zusammen, die sich gegenseitig dazu befragen oder diskutieren: Wie ist das mit politischen Aussagen in deiner Kirche? Warum brauchen einige Kirchen das Zölibat? Wie sieht das Friedensengagement in deiner Kirche aus? Und die Deutschen werden dann immer gefragt: Warum stehen eure Kirchen in der öffentlichen Diskussion so einseitig auf Seiten Israels? Manchmal werden wir heftig und reden laut, manchmal lachen wir. Aber immer gehen wir bereichert aus der Diskussion, weil wir gelernt haben, dass wir mit den Traditionen der Anderen auch andere und neue politische und spirituelle Erfahrungen kennen und schätzen lernen.

Die Runde auf der Terrasse der Schwestern von Bethanien wiederholt sich an anderen Orten. Und ich bin ganz sicher, dass ich mich auch selber besser verstehen werde, wenn meine Gruppe zum Beispiel vor einer Synagoge steht und von einem Juden gefragt wird: „Was ist das – Ökumene“? Das ist Bartek aus Krakau, sage ich dann. Sein Großvater war evangelisch, in der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses; sein Vater ist Katholik, und Bartek sucht hier in dem Friedensprogramm eine engagierte Kirche, die seinem modernen Weltbild entspricht. Oder Paul aus England sagt: Das ist Gottfried aus Berlin, sein Missionswerk unterstützt die palästinensische lutherische Kirche hier im Land; aus seiner Kirche kommen auch junge Freiwillige für ein Jahr nach Israel, die zum Beispiel Holocaust-Überlebende in Altersheimen pflegen.

Aber seine Kirche kommt aus dem deutschen Dilemma nicht heraus, in jedem Fall lieber politisch korrekt zu reden als zum Skandal der andauernden Besetzung. Und Pandora aus Südafrika lacht und sagt: Das ist Paul mit dem Namen eines Bengalen, sein Vater ist als Hindu nach England gekommen, und seine Kinder könnten Juden werden, wenn er hier die richtige Frau trifft. Und dann lachen doch alle mit Pandora, oder? Das ist Ökumene in Jerusalem. ■



Palästinensisch-deutsche Jugendbegegnung

Die Talitha-Kumi-Tanzgruppe
bei ihrem Auftritt auf dem
Kirchentag in Köln 2007.

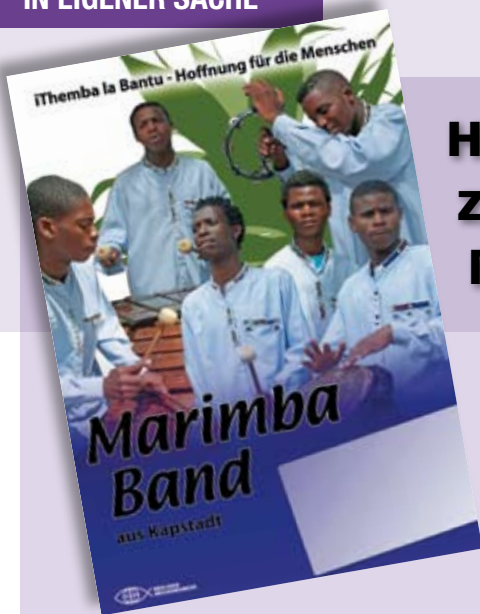
Anstrengend war sie ja, die 14-tägige Chorreise der Talitha-Kumi-Schule in Beit Jala zum Kirchentag in Köln. Vor allem aber war sie spannend, erlebnisreich und – etwas zu kurz. So das Resümee der 20 Schülerinnen und Schüler und ihrer drei Betreuer. Eine Fülle an Eindrücken wollte verkraftet werden. Schließlich waren die Auftritte des Chores nicht auf Köln beschränkt. Viele Kirchengemeinden und Schulen, die seit Jahren enge Beziehungen zu den Schulen im Heiligen Land unterhalten, wünschten sich Begegnungen mit „ihren“ Schülerinnen und Schülern.

„Übernachtet haben wir bei Gastfamilien, was eine Bereicherung für die Chormitglieder war. So haben die jungen Leute ein wenig deutsche Kultur und deutsches Alltagsleben kennen gelernt. In Bergisch Gladbach hatten wir gute Begegnungen mit den Schülern des Bonhoeffer-Gymnasiums. Dabei kamen die Sorgen und Freuden der Beteiligten zur Sprache, und Probleme, die vorher unverständlich schienen,

wurden begreifbar“, schreibt Maurice Younan, Verwaltungsmitarbeiter der Schule, der den Chor begleitet hat.

Vor einem Jahr hatten wir unsere Leserinnen und Leser in einem Spendenaufruf gebeten, die palästinensisch-deutschen Jugendbegegnungen zu unterstützen. Wir wollen den Kulturaustausch und den interreligiösen Dialog fördern, aber auch jungen Menschen in ihrer extrem schwierigen Lage Gelegenheit geben, Stress abzubauen und über den Tellerrand zu blicken. Dank der eingegangenen Spenden konnten wir die gelungene Reise zum Kirchentag mitfinanzieren. Einen Teil des Geldes stellten wir für die Flugtickets des Talitha-Kumi-Chores und einen anderen Teil der Dar Al-Kalima-Schule in Bethlehem für eine Jugendbegegnung zur Verfügung.

Allen Spenderinnen und Spendern sei herzlich gedankt.



Herzliche Einladung zu unserem Missionsfest

Interkulturelle Begegnung in der Einen Welt

Samstag, 29. September 2007,
14.30 bis 19.00 Uhr,
in bzw. auf dem Gelände der
St. Bartholomäus-Kirche,
Berlin-Friedrichshain.

Wir wollen unser Jahresthema auf diesem Fest mit Leben füllen – musikalisch, kulinarisch, mit Erzählungen, Erlebnisberichten und einem Basar. Ökumenische Gäste sind u. a. die Marimba-Band „iThemba Labantu“ aus Kapstadt (Südafrika) sowie Njami Sitson, ein afrikanischer Geschichtenerzähler und Musiker.

Wir beginnen 14.30 Uhr mit dem Gottesdienst, in dem der neue Referent für Gemeindedienst und Ökumenische Werkstatt, Pf. Matthias Hirsch, eingeführt wird. Die Marimba-Band sorgt für die musikalische Einstimmung ins Fest.

Wir freuen uns auf Sie!

An folgenden Auftrittsorten können Sie ein Konzert der Marimba-Band erleben:

- | | |
|---|--|
| 5. September Berlin-Weißensee , Pfarrkirche, 19.30 Uhr | 15. September Berlin-Spandau , Kreiskirchentag, 14.30 und 17.00 Uhr |
| 6. September Zossen , Dreifaltigkeitskirche, 19.30 Uhr | 17. September Kyritz , Gmd. Barenthin, Afrika-Tag, 14.00 Uhr |
| 7. September Neuruppin , Klosterkirche, 19 Uhr | 18. September Berlin-Charlottenburg Nord , 19.00 Uhr |
| 9. September Berlin-Wannsee , 10.00 Uhr und 15.00 Uhr Berlin-Reinickendorf , Felsen-Gmd., 19.00 Uhr | 23. September Weißwasser , Kirche, 15.00 Uhr |
| 10. September Berlin-Neukölln , Martin-Luther-Kg., 19.00 Uhr | 24. September Glinzig , Kirche, 19.00 Uhr |
| 12. September Berlin-Zehlendorf , Ernst-Moritz-Arndt-Gmd. | 27. September Dessau , Gemeindezentrum, 19.30 Uhr |
| 14. September Berlin-Steglitz , Petrus-Giesensdorf-Gmd. | 28. September Erfurt , Gustav-Adolf-Gmd.-Zentrum, 19.30 Uhr |



In dem Frauenprojekt der „Sakko-Sisters“ ist für das Jahr 2007 ein Großauftrag in Arbeit.

Jetzt schon an Weihnachten denken!

In der Nähe von Dembi Dolo, in unserer Partnerregion im Westen von Äthiopien, gibt es ein zukunftsweisendes Frauenprojekt: Drei Schwestern der international agierenden katholischen Gemeinschaft „Mary of Hope“ aus Indien organisieren und leiten neben der Arbeit in dem kleinen Krankenhaus in Sakko verschiedene Frauengruppen. Frauen, die von ihren Familien verstoßen

wurden, die mit ihren Kindern allein leben oder wegen ihrer Behinderung gemieden werden, finden hier Anerkennung, Beschäftigung und Auskommen. Die Schwestern helfen bei der Vermarktung des angebauten Kaffees, helfen beim Aufbau eigener Existenzen. Unter anderem arbeiten etwa 100 Frauen in einem traditionellen Kunsthandwerk: Aus verschieden gefärbten Bananenblättern gestalten sie in filigraner Kleinarbeit äthiopische Motive. Sie sind dabei so sorgfältig, wie es sonst nirgends in Äthiopien zu finden ist.

Wir haben bei den „Sakko-Sisters“ 1.000 Karten mit verschiedenen Weihnachtsmotiven bestellt. Durch diese große Bestellung haben wir für das Jahr 2007 den Frauen den Arbeitsplatz gesichert.
Dr. Reinhard Kees

Sie können die Weihnachtskarten für 1 Euro pro Stück mit Umschlag ab sofort bestellen. Medien- und Materialstelle
Frau Reifegerste
Telefon: 030 / 2 43 44 - 174
E-Mail: r.reifegerste@bmw.ekbo.de



Wechsel im Vorsitz des Missionsrates



Sup. Roland Herpich



Prof. Dr.-Ing.
Helmut Reihlen

Der Missionsrat ist das oberste Leitungsgremium des Berliner Missionswerkes. Er setzt sich zusammen aus Vertreterinnen und Vertretern der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz als Trägerkirche, der Ev. Landeskirche Anhalts, des Jerusalemvereins und der Deutschen Ostasienmission.

Am 12. Juni 2007 hat Bischof Dr. Wolfgang Huber in einem Gottesdienst in der St. Bartholomäus-Kirche den bisherigen Vorsitzenden des Missionsrates, Prof. Dr.-Ing. Helmut Reihlen, entpflichtet und Sup. Roland Herpich als dessen Nachfolger eingeführt.



Zu den zahlreichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus dem Kreis der Träger und vieler Partnerschaftskreise kamen auch Gäste aus der weltweiten Ökumene, so Pf. Raimundo García, Leiter der presbyterianischen Akademie „Centro Cristiano der Reflección y Diálogo“ in Cardenas/Kuba, und der Vizepräsident der Mekane Yesus Kirche in Äthiopien, Pf. Dereje Jemberu, sowie Pn. Angelika Döpmann aus Wolgograd und OstD Dr. Georg Dürr von der Schule Talitha Kumi.

Bischof Huber richtete herzliche Dankesworte an Dr. Reihlen, der in den vergangenen elf Jahren als Vorsitzender des Leitungsgremiums das Missionswerk geleitet und nach außen vertreten hat. Mit dem Missionsrat habe er Grundsätze beschlossen und der Geschäftsstelle Richtlinien für ihre Arbeit gegeben. Mit den Partnerkirchen habe er die Gemeinschaft gesucht und die Zusammenarbeit gefördert. Bischof Huber erinnerte an die Situation des Missionswerkes im April 1996, die von einer Finanzkrise geprägt war, die die ganze Landeskirche erfasst hatte und nunmehr überwunden ist. Er ging auf die Entwicklung einer Policy für die Nahost-Arbeit und auf die Schwerpunktsetzungen in Fragen der Gerechtigkeit, des Friedens und der Menschenrechte in Afrika, Kuba, Ostasien sowie in den Gemeinden an der Wolga ein. Manches sei im Verborgenen geschehen. Die Früchte seines Wirkens könnten an vielen Stellen weithin sichtbar wahrgenommen werden.

Die Segenswünsche des Bischofs galten dem Nachfolger, Superintendent Herpich, für seine neue Aufgabe. Er gehört dem Missionsrat seit Beginn des Jahres 2001 an und war in den letzten Jahren Vorsitzender des Finanzausschusses. Inhaltlich ist er der Arbeit des Missionswerkes über die Zusammenarbeit mit der tansanischen lutherischen Kirche und die Partnerschaft mit der presbyterianischen Kirche in Taiwan eng verbunden. Der Kirchen-

kreis Berlin-Wilmersdorf, den er seit mehr als zehn Jahren als Superintendent leitet, ist weit über seine Grenzen hinaus bekannt für seine ökumenische Lebendigkeit und Vielfalt. Mehrere fremdsprachige Kirchen und Gemeinden sind dort beheimatet, so die schwedische und die norwegische evangelische Gemeinde, die russisch-orthodoxe Kirche und seit September 2006 auch die wachsende Berliner

chinesische Gemeinde. Weiter verbindet den Kirchenkreis eine Partnerschaft mit Gemeinden der United Church of Christ in den USA.

Im Anschluss an den Gottesdienst wurden dem bisherigen und dem neuen Vorsitzenden des Missionsrates bei einem Empfang zahlreiche weitere Dankesworte und Segenswünsche zugesprochen. *Ekkehard Zipser*

Folgende ökumenische Freiwillige werden in diesem Jahr vom Berliner Missionswerk ausgesandt:

| | |
|-------------------------------------|--|
| Sarah Lena Wabbel (Hannoversche LK) | in den Dienst der Schule Talitha Kumi nach Palästina |
| Wieland Seibt (EKBO) | in den Dienst der Schule Talitha Kumi nach Palästina |
| Janita Bartell (EKBO) | in den Dienst der ELCT nach Tansania |
| Sophia Sabrow (EKBO) | in den Dienst der ELCT nach Tansania |
| Elisabeth Furian (EKBO) | in den Dienst der ELCT nach Tansania |
| Kathrin Noack (EKBO) | in den Dienst der ELCSA nach Südafrika |
| Henriette Neumann (EKBO) | in den Dienst der ELCSA nach Südafrika |
| Sarah Blume (EKBO) | in den Dienst der ELCSA nach Südafrika |
| Fadl Dia (KPS) | in den Dienst der ELCSA nach Südafrika |
| Richard Wintermann (EKBO) | in den Dienst der EECMY nach Äthiopien |
| Johannes Fromm (SELK) | in den Dienst der EECMY nach Äthiopien |

Nachruf Andreas Herrmann

Andreas Herrmann, geboren am 17.10.1922 in Berlin, ist am 7. Juli 2007 im Alter von 84 Jahren nach langer Krankheit in Pretoria, Südafrika, verstorben. Er war Sohn des Ostafrika-Missionars und späteren Registrators der Berliner Missionsgesellschaft Paul Herrmann. Von 1953 bis 1987 war er auf Lebenszeit berufener Missionsfarmer auf der 11000 ha großen Schafsfarm Bethanien (der ersten Berliner Missionsstation in Südafrika von 1834) und Poortjiesfontein. Er hinterlässt seine Frau Johanna, geb. Gentsch, und drei erwachsene Kinder. Das BMW ist ihm für seinen langjährigen treuen Dienst zu großem Dank verpflichtet.

Gerd Decke

Nachruf Helmut Gölzer

Aus dem Kreis seiner Familie erreichte uns die traurige Nachricht, dass am 25. Juli 2007 Helmut Gölzer, von 1990 bis 1996 als Mitarbeiter des Berliner Missionswerkes in Tansania tätig, im Alter von 71 Jahren in Lörrach verstorben ist. Er war als Architekt im Auftrag der Ost- und Küstendiözese tätig und hatte maßgeblichen Anteil am Bau der evangelisch-lutherischen Kirche auf der Insel Sansibar. Diese konnte im September 1996 in Anwesenheit des internationalen Gremiums der Überseepartner der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (LCS, heute LMC) und in Anwesenheit des damaligen Direktors des BMW, Pfr. Hans Luther, eingeweiht werden. *Almut Nothnagle*

HIER KÖNNEN SIE HELFEN



„Auf gute ökumenische Zusammenarbeit!“

Seit zwei Jahren unterhält der Europäische Rat Afrikanischer Christen e. V. – gefördert durch das Evangelische Missionswerk, Hamburg – im Berliner Missionshaus ein kleines Büro, das vom Rat Afrikanischer Christen in Berlin-Brandenburg mitgenutzt wird.

Generalsekretär Alimamy Sesay und Pastor Peter Mansaray sind als Aktive in unserem

Haus kaum noch wegzudenken. Sie bereichern unser Haus vor allem mit ihrer Herzlichkeit und Frömmigkeit. Unser Afrikareferent, der die beiden schon aus seiner Zeit im Ökumenischen Rat Berlin-Brandenburg kennt, arbeitet eng mit ihnen zusammen.

Das kleine Büro wird von vielen Menschen afrikanischer Herkunft, die Rat und Hilfe suchen, aufgesucht. Es ist zu einer wichtigen Anlaufstelle für die afrikanischen Gemeinden Berlins geworden.

Nun ist die Weiterführung der Arbeit gefährdet, da die Entscheidung über die weitere Förderung der Arbeit auf sich warten lässt. Die Mietzahlungen stehen seit einigen Wochen aus und müssen überbrückt werden.

Helfen Sie uns, die Mieter, die uns so lieb geworden sind, zu behalten.



Projekt-Nr. 8215

KONTO DES BERLINER MISSIONSWERKES:

Ev. Darlehns-genossenschaft

BLZ 210 602 37

Kto. Nr. 7 16 17